

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 15 (1911)

**Artikel:** Zu den Bildern von Willy Fries  
**Autor:** M.W.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574089>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

als möglich auf beim Anblick dieses sonderbaren Wagens ohne Pferde, der Gummireifen besaß und einen starken Benzingeruch hinter sich ließ. Sie folgten ihm von weitem, einen Finger im Munde, und tauschten ihre Eindrücke in einer knappen weichen Sprache aus, die Felicita an das provengalische Lied Magalis in Massenets Sappho erinnerte. Das Trüppchen der kleinen Eingeborenen entschloß sich, vor dem gewohnten Lädchen, der „Konditorei“ mit den unvermeidlichen Kartonattrappen im Fenster als Reklame für Maestrani, stehen zu bleiben. Andere trafen sich auf den Stufen der „Chesa comunela“, beim Rathaus des Fleidens, dem einzigen Gebäude, mit Ausnahme der Hotels und der beiden Kirchen, der katholischen und der protestantischen, das nicht aus Holz und nicht im Chaletstil errichtet war.

„Hören Sie, wie sie reden?“ sagte Febo zu ihr. „Das ist noch nicht romanisch, es ist Ladino. Rein Deutsch, viel aus unserer Sprache und aus dem alten Französischen!“ Dann, leiser sich zu ihr wendend: „Sagen Sie, Felicita, sind Sie froh, hier zu sein?“ und, unvermittelt: „Ich liebe Sie mehr als je!“

Sie wandte das Antlitz zur Seite, zeigte mit dem Fernglas auf die Bergweiden jenseits des Tales und meinte: „Schafe

noch, so weit oben? Und etwas, das sich bei jenen Hütten bewegt? Ah, ein kleiner Wasserfall! Eine Mühle vielleicht? Nicht einmal Sie, ich wette, würden das ohne Fernglas gesehen haben!“

„Ich sah's bereits und habe auch im Baedeker schon den Namen entdeckt; sehen Sie hier: „Immersäge!“ Immer, verstehen Sie? Stets, in Ewigkeit ... Und ein berühmter Gemsjäger ist daneben gestorben ... Es schwebt eine ganze Legende, eine Liebesgeschichte darum!“

„Kleiden Sie sie in Verse!“

„Und warum nicht? Noch einige Vormittage wie dieser hier oben mit Ihnen, die Sie so lieb, so gut ...“

„Und Sie werden Poet! Welch ein Glück, daß wir in Jobs Händen sind!“

Rinetto, dieser arme, schlief noch fester und gab dabei einen leisen, Febo unerträglichen Laut von sich, so, daß dieser sich, obwohl ungern, der Ehre seines Geschlechtes wegen, gezwungen sah, ihn zu wecken und ihm mit väterlichem Mitgefühl zuzurufen: „Bleib wach, wenn du kannst! Sieh dich um und bewundere, Unglüdlicher! In zwanzig Minuten wird abgestiegen, gefrühstückt, und dann gestatten wir dir eine kleine Siesta!“

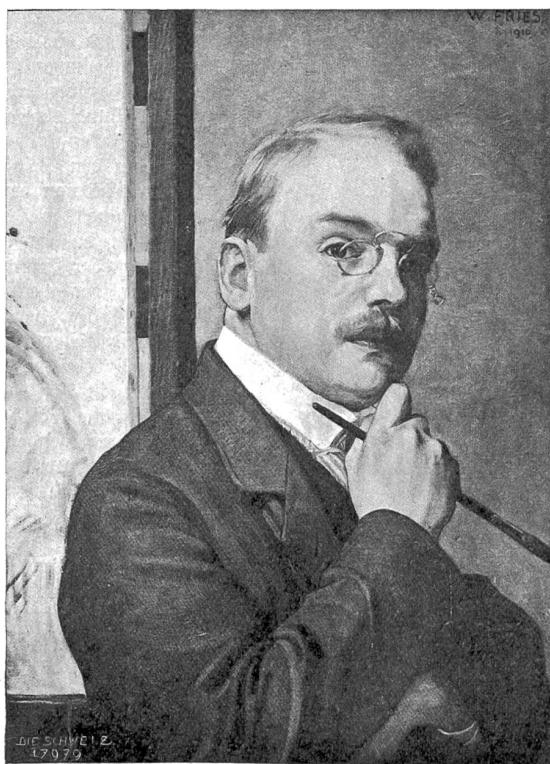
(Fortsetzung folgt).

## Zu den Bildern von Willy Fries

(Selbstbildnis und sieben weitere Reproduktionen im Texte).

Es ist immer erfreulich, wenn einer den Mut besitzt, durch ernste tüchtige Arbeit, ruhig und ohne effekthaftendes Jagen nach Momenterfolgen seiner Persönlichkeit den Weg zu bahnen; denn es zeugt dies nicht allein von Ehrlichkeit und schöner Seelenruhe, sondern auch von einem starken Vertrauen auf die eigene Kraft. Einen Künstler dieser Art haben wir in dem jungen Zürcher Willy Fries vor uns. Schon seine zielsicheren, wohl ausgenühten Studienjahre erzählen davon.

Wie so mancher unter den Modernen hat auch Fries — und gewiß nicht zu seinem Nachteil — seinen Anfang beim Kunstgewerbe gemacht, an das man den talentvollen Fünfzehnjährigen zunächst gewiesen; aber schon mit achtzehn Jahren begab er sich, dem Zug seines Herzens folgend und befürwortet von Professor Frentag in Zürich, nach München unter die künstlerisch strenge Leitung des vornehmen griechischen Meisters Nicolaus Gysis, in dem er nicht nur einen vorzüglichen Lehrer, sondern bald auch einen väterlichen Freund besaß. Nach Gysis' Tod malte Fries bei Professor Ludwig von Löfftz, der seinem tüchtigen Schüler bald ein eigenes Atelier verschaffte, wo er seine ersten Porträtaufträge ausführen konnte. Den Münchner Lehrjahren, die mit einer erfolgreichen, von Kritiker und Käufer begünstigten Ausstellung zweier Bilder im Glaspalast endigten, folgten die Wanderjahre, die den jungen Maler auf den Spuren von Rembrandt, Rubens, Velazquez und Tizian nach Holland und Belgien, nach Kassel, Berlin, Dresden und nach Spanien führten. Durch genaue



Willy Fries, Zürich.

Selbstbildnis.

Studien, vor allem auch durch sorgfältige Kopien wurde Fries in ein so inniges Verhältnis zu den alten Meistern gebracht, daß sie ihm auch den Blick für das Bedeutende an den modernen großen Franzosen schärften. In Paris waren es zumal die großen Impressionisten, Manet, Cézanne, Monet, Renoir, Degas und andere, die auf den Verehrer von Rembrandt und Velazquez einen mächtigen Eindruck ausübten.

Die Spuren der reichen und gemischten Einflüsse, die sich während seiner Studienjahre geltend machten, lassen sich an den Werken von Willy Fries wohl erkennen; doch hat er sich nie, nach Art gewisser junger Künstler, sprunghaft und willenlos der Suggestion der einen oder andern Persönlichkeit oder Richtung überlassen. Sein Verhältnis zur Natur, der er als der höchsten Meisterin immer mit größter Gewissenhaftigkeit nachging, verunmöglichten eine derartige Preisgabe der Persönlichkeit. Die größte Wandlung in seiner Malweise hängt mit dem Uebergang von München nach der Schweiz zusammen, wo Fries sich seit einiger Zeit für bleibend niedergelassen, und betrifft hauptsächlich das Koloristische. Von den dunklen schweren Tönen der Münchener Schule hat er sich mehr und mehr zur lichten Farbigkeit der Schweizer gefunden,

oder eigentlich zurück gefunden;

denn im Grunde lag —

wie wir aus früheren Werken ersehen — die Freude an den hellen Farben von Anfang an in ihm und wurde nur vorübergehend durch den übermächtigen Einfluß der Münchenerweise in den Hintergrund gestellt. Aber darin blieb er sich gleich: ob

in der dunkeln oder hellen Skala, seine Vorliebe für fein abgestimmte Farbenharmonien, für die Schönheit der Nuancen und Übergänge, für den Gleichklang und die Einheitlichkeit der Farbenwerte macht sich hier wie dort geltend und seine Abneigung gegen starke Kontraste und schreiende Farben. Gleichwohl sind seine Ausdrucksmöglichkeiten sehr reich.

Da ist der stimmungsvolle Herbstmorgen, den wir hier (S. 303) wiedergeben, ein Bild von schimmernder Zartheit, das mit weichem Perlmuttenglanz alle Farben der Palette in zitterndes Silber auflöst. Eine Reihe feiner Aquarelle schließen sich faristisch diesem an, kleine schlichte Landschaftsbilder: ein paar Bäume im Frühnebel mit gelösten Formen und schwelenden Konturen, wie hingehaucht, oder ein kleines Bauernhaus, das mit samtbraunem Dach unter verschleiertem Himmel steht, still und sonnenlos in dem stillen Grün der weiten Wiese, oder ein Waldwinkel in halber Sonne mit dem brütenden Grau eines Gewitterhimmels zwischen graubraunen Stämmen — alles weichtonige Stimmungsbildchen, sehr einheitlich in der Farbe und ein wenig trüb, als ob ein feiner Schmelz darüber läge. Und dann daneben Bilder voll hellster Sonnigkeit wie die satte, weitgebreitete und reichgestaffte Baarburglandschaft (S. 302) in Del oder das farbenfrische Bild mit der lesenden Frau (S. 304) oder gar das in die lichtesten Töne gerückte „In der Laube“ (S. 305). Ganz besonders

dieses Werk einer jüngsten Zeit mit seinen hellen Farben, den festen Konturen und der klaren Disposition der Flächen weist unverkennbar nach unsrer westlich orientierten Jungschweiz hin.

Willy Fries ist in erster Linie als Porträtißt hervorgetreten, und Welch starke Eignung zu diesem Fach er hat, dank seiner scharfen Beobachtung und sichern Charakterisierungskunst, zeigen die hier wiedergegebenen Bildnisse. Aber Fries scheint nicht der Mann dazu, um sich irgendwie zu spezialisieren in seiner Kunst, vielmehr drängt es ihn mächtig dem Reichtum der Erscheinungen entgegen, deren er in unablässiger Arbeit Herr zu werden trachtet. So zeigt denn das erstaunlich reichhaltige Werk des jungen Künstlers Versuche aus allen möglichen Gebieten, und eben jetzt hat er sich auch zum ersten Mal an eine Komposition großen Stiles gewagt. Das Bild, dem eine künstlerische Vision und tiefe Gedanken zugrunde liegen, wird eine sehr helle und freudige Farbenreihe aufweisen und eine strenge, wohlwogene Komposition, deren Rhythmus Inhalt und Empfindung des Gemäldes sinreich verdeutlicht...

Heute handelt es sich darum, den Zürcherkünstler in ein paar charakteristischen Proben seiner Kunst den Lesern der „Schweiz“ vorzustellen. Zur Wiedergabe weiterer Werke wird sich späterhin Gelegenheit bieten.

M. W.

## Der heutige Stand der Tuberkulose-Bekämpfung\*).

Erst mit der Entdeckung des Tuberkelbazillus als des alleinigen Erregers aller Formen von Tuberkulose konnten sich grundlegende, reale Gesichtspunkte zur Bekämpfung und Behandlung dieser verbreitetsten aller Krankheiten eröffnen. Erst jetzt wurde aus einem vergeblichen Kampfe mit dem unsicht-

baren Feind ein aussichtsreicher mit dem sichtbaren, aus dem Suchen und Tappen im Dunkeln ein Forschen im Lichte. Gewiß war seit ewigen Zeiten die Tuberkulose als eine ansteckende Krankheit angesehen worden; auch an die Vererbung in den Familien glaubte man schon lange. Aber erst, als Robert Koch 1882 die endgültige Entscheidung in der Frage durch den einwandfreien bakteriologischen Nachweis des Tuberkelbazillus erbrachte und damit die Tuberkulose ihre Stellung als Infektions-Krankheit erhielt, war der sichere Boden erobert, auf dem systematisch dem Erbfeind auf den Leib gerückt werden konnte. Ich will heute nicht von den Fortschritten reden, die in der Behandlung der Tuberkulose des einzelnen erkrankten Menschen in den letzten Dezennien gemacht worden sind: von der Erkenntnis der Wichtigkeit der Freiluft-Liegekur, der zweckmäßigen Ernährung, von dem großen Heilfaktor, den uns die klimatische Kur neben andern und diese andern erst recht unterstützen kann, von der Handgibt, von der Ausbildung einer Tuberkuline-Therapie, die in den Händen des erfahrenen Arztes jetzt absolut ohne Gefahr und in vielen Fällen mit bestem Erfolge angewendet werden kann, von Serumtherapie, von chirurgischer Inangriffnahme der Lungentuberkulose u. a., ich möchte heute von der Bekämpfung der Tuberkulose als Volksseuche berichten, und ich glaube nicht fehl zu gehen, daß ein allgemeines Interesse für den Kampf vorhanden ist, den die zivilierte Menschheit in allen Ländern der Erde als eine der wichtigsten und größten sozialen Aufgaben auf sich genommen hat.

### I. Schutz vor Infektion.

Sobald erkannt war, daß durch Uebertragung des Tuberkelbazillus weitere Erkrankungen auftreten, sobald man wußte, daß die Hauptgefahr imbazillenhaltigen Auswurf von Lungentuberkulosen bestand, mußte sich das Augenmerk darauf richten, dieser Gefahr durch Unschädlichmachung des Auswurfs zu begegnen. Gewiß ist auch in den Absonderungen tuberkulöser Haut- und Knochenabszesse, ist von Seiten des Lupus eine Infektionsgefahr für die Mitmenschen vorhanden; aber sie

\*) Nach einem im Januar 1911 zu Arosa gehaltenen Vortrag.



Willy Fries, Zürich.

Bäbe.